

Franz Grillparzer.

(Abdruck verboten.)

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstage.
(15. Januar 1791.)

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

„Der Name Grillparzer ist schwer auszusprechen, aber die Nachwelt wird ihn auszusprechen lernen müssen!“ — Dieses Wort Lord Byron's hat sich glänzend bewahrheitet.

Nicht nur den Namen Grillparzer hat die Nachwelt gelernt, auch seine Werke kennt sie zum großen Teile, ja, sie zählt den Dichter der „Sappho“ zu den Klassischen. Heute, wo unser Schrifttum und insbesondere das dramatische, auf Bahnen wandelt, deren Ziel und Ende vorläufig nicht absehbar erscheint; wo eine Cohorte von unreifen Litteraturreformen die goldenen Früchte des Klassizismus mit Schmutz bewirft, weil sie ihnen zu hoch hängen — heute ruht der Blick des Menschenfreundes mit besonderer Liebe auf einer Dichtergestalt, die, unbeirrt von dem Erfolg des Tages, in einsamer Stille und in heißer Inbrunst mit dem Genius der Kunst um seine tiefsten und schönsten Geheimnisse gerungen hat, ohne sich viel um anderen Lohn zu kümmern, als um denjenigen, den die Kunst selber zu bieten hat. — Denn das, was Grillparzer so unendlich hoch über viele seiner Mitstreibenden erhebt, das ist eben seine echte, wahre Künstlernatur, die sich vom Banne der zeitgenössischen literarischen und sozialen Irrtümer durch eigne Kraft zu befreien und schon in jugendlichem Alter zielbewußt ihre eigne Richtung einzuschlagen wußte. — Welch uner-schöpfliche, farbenreiche, wechselvolle Welt von Gestalten und Handlungen erschließen uns die Werke des Dichters, und wie überaus einfach ist dagegen sein eignes Leben verfloßen! Fürwahr, auf ihn paßt das Wort, das er als Titel über eines seiner Dramen gesetzt, für ihn war „der Traum — ein Leben.“ Nicht der recht alltägliche Verlauf seines 81 jährigen Erdenwallens, sondern all die Kämpfe und Stürme, die Ver-schlingungen und Abjungen des Ge-schicks, die er mit seinen dichte-ri-schen Gestalten durchdacht, durch-empfundener und zu Ende geführt, sind als sein wahres, weil innerliches, Leben zu betrachten.

In der Kaiserstadt an der Donau wurde er als erster Sohn eines Advokaten geboren, und das war für ihn mehr als ein gleichgültiger Zufall. Denn er ist ein echtes Wiener Kind geblieben sein Leben lang und hat sein Österreich „kindlich geliebt.“ Und doch fällt sein Dasein in eine Zeit, in der Österreich durchaus nicht in allen Stücken liebenswert erscheint. Ein Jahr vor der Geburt des Dichters war Kaiser Joseph II gestorben. Die Sonne des josephinischen Geistes war untergegangen, und bald hüllte die Dämmerung der Metternich'schen Ära wie das politische, so auch ganz besonders das literarische Leben in einen trüben, allem Wachstum und Aufschwung feindlichen Nebel, durch den sich nur wenige starke, außerlebens Geister zur Klarheit durchzuringen vermochten. Es war die Zeit der bis zur Lächerlichkeit ängstlichen Bücher- und Theaterzensur, der polizeilichen Überwachung auch der harmloseten geselligen Freuden, des Preußenhasses und des unfrucht-baren Intriguenspiels auf allen Gebieten, gekommen.

Des Dichters Kindheit war eine wenig freudvolle. Fehlte ihr doch das schöne wärmependende Licht, welches sonst auch in die spätesten Lebensjahre des Menschen wehmütig befehlend hineinstrahlt: die Liebe der Eltern. Der Vater, eine kalte, ver-

schlossene Natur, rief dem achtzehnjährigen Sohne, der auf den Knien seine erkaltenden Hände küßte, noch auf dem Sterbebette die bitter harten Worte zu: „Nun ist's zu spät!“ Mit der Mutter, die ein grauensvolles und selbstgewolltes Ende durch Erhängen fand, trat unser Dichter erst nach dem Tode des Vaters in ein herzlicheres Verhältnis, und auch dieses entbehrte der tieferen geistigen Harmonie. So wuchs er, in seinem ganzen Gemütsleben größtenteils auf sich allein angewiesen, scheu und verschlossen heran. Die Bildung, die er erhielt, war eine mangelhafte. Sorgte schon die rein äußerliche Richtung der damaligen österreichischen Schulen wenig für einen gründlichen und gebiegenen Unterricht, so widersetzte sich andererseits die launenhafte, stetig dem Wechsel geistiger Nahrung geneigte Natur des Knaben einem methodischen Lernen und Denken. Die große Zurückhaltung, die Grillparzer auch in seinem späteren Leben aller Philosophie und namentlich der nord-deutschen Gedankenarbeit entgegenbrachte, läßt darauf schließen, daß er, dessen poetischer Blick überall nur die Fülle der Ge-stalten sah, dem abstrakten Denken überhaupt abhold war.

Auf Wunsch des Vaters widmete sich Franz 1807 juristi-schen Studien, aber schon nach zwei Jahren starb der erstere, und damit trat denn auch an den jungen Mann die ernste Notwendigkeit eignen Erwerbs heran. Eine Hauslehrerstelle, die er beim Grafen Seikern fand, gab er schon im Jahre 1813 auf, um durch die Protektion des Grafen Herberstein einen untergeordneten Posten beim Zollamte zu erhalten. Von nun ab sehen wir den Dichter bis zum Jahre 1856, in welchem er auf eignen Wunsch verabschiedet wurde, im Staatsdienste, in Dienste eines Staats, an dessen Spitze bis 1848 ein Metternich stand!

Erst nach elfjähriger Amts-thätigkeit avancierte Grillparzer zum Hoffonzipienten, nach weiteren neun Jahren (1833) zum Archivdirektor bei der Hofkammer. Die Einförmigkeit seines Wiener Lebens wird nur durch verschie-dene Reisen und die Stürme von 1848 und 1866 unter-

brochen. Im Jahre 1819 besuchte er Italien, 1826 und 1847 Deutschland, 1843 die Türkei und Griechenland.

Jeder Kenner bewundert in den Werken unsers Dichters die feine, von eingehendem persönlichen Studium zeugende Charakteristik der Frauengestalten. In der That hat das Ewigweibliche im Leben Grillparzers von früher Jugend bis zum späten Alter stets eine hervorragende Rolle gespielt. Von allen zarten Verhältnissen dieser Art ist dasjenige zu Katharina Fröhlich das innigste und dauerhafteste gewesen. Im Jahre 1817 hat er sie als vierzehnjähriges Mädchen im Hause ihres Vaters, eines kaiserlichen Rats, kennen gelernt. Wohl trug ihr Grillparzer noch im Jahre 1866, als fünf- undsiebzehnjähriger Greis, die Ehe an, aber Katharina verweigerte sie mit Recht. Was sollte ihnen die Ehe in diesem Alter! Die Frage, warum der Dichter nicht schon früher mit diesem Antrage an sie herantreten war, läßt sich durchaus nicht einseitig durch materielle Verhältnisse erklären. Den innersten Grund deutet er in einem Gedichte seiner „Tristia ex ponto,“ dieser seiner geheimsten lyrischen Herzensoffenbarungen, selbst an:

„... In Glutunfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken auch und Licht,
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht.



Franz Grillparzer.

Nach dem Miniaturgemälde von Moriz Michael Daffinger.

Denn Hälften kann man aneinander passen,
 Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz.
 Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
 Doch allzu fest geschlungen war der Kranz.
 So standen Beide, suchten sich zu einen,
 Das andre aufzunehmen ganz in sich,
 Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
 Sie blieb ein Weib, und ich — war immer ich!"

In „König Ottokars Glück und Ende“ hat er eine Episode aus ihrer Kinderzeit, eine Begegnung mit Kaiser Franz, verewigt.

Als Grillparzer am 21. Januar 1872 zu Wien gestorben war, da richtete man ihm auf kaiserliche Kosten und unter der Teilnahme der kaiserlichen Familie ein Begräbnis aus, wie es kaum einem anderen deutschen Dichter zu teil geworden. Es war ihm auch noch im späteren Greisenalter vergönnt, sich in den Strahlen seines Ruhmes zu sonnen, aber wie mühselig war der Weg bis zu diesem Ziele, wie heiß jahrzehntelang das Ringen und wie kärglich der Lohn, wie schwer vor allem ward auch diesem Dichter von Gottesgnaden der Kampf mit Vorurteilen!

Es läßt sich nun trotz aller gegenteiligen Versuche und Reinwaschungen, wie sie ja immer den Sport mancher Biographen und Litterarhistoriker bilden, wenn es sich darum handelt, eine längst erkannte Größe nun auch von allem berechtigten Tadel zu befreien — es läßt sich nicht leugnen, daß die erste Tragödie Grillparzers, die zur Aufführung gelangte, „Die Ahnfrau“, eine Schicksalstragödie ist und daß der Dichter — mag er es auch bestreiten — das Vorurteil, welches ihm als Schicksalsdichter entgegengebracht wurde und ihm auf lange hin außerordentlich geschadet, selbst begründet hat. Auf dem Geschlechte der Grafen von Borotin lastet der Fluch grauer Thaten. Einer ihrer Vorfahren hat seine pflichtvergessene Gemahlin eigenhändig ermordet. Infolgedessen findet diese „Ahnfrau“ keine Ruhe im Grabe und muß ihren Nachkommen immer dann erscheinen, wenn Unheil bevorsteht. Der angeblich letzte Sproß des Geschlechtes, der greise Graf Zdenko von Borotin, lebt mit seiner Tochter Bertha einsam und zurückgezogen auf dem Stammschlosse. Seinen einzigen Sohn hat er schon als Knaben verloren. Derselbe ist aber nicht, wie der Vater annimmt, ertrunken, sondern von einem Räuber entführt worden, der ihn in seinem eignen blutigen Handwerk aufgezogen hat. Jaromir, so heißt der unglückliche Jüngling, hat keine Ahnung von seiner nahen Verwandtschaft mit dem alten Grafen, dessen Tochter er zufällig aus Räuberhänden zu befreien in der Lage ist und bei dieser Gelegenheit lieben lernt. Unter falschen Vorpiegelungen weiß er sich in das Schloß seines Vaters Eintritt zu verschaffen, der ihn gastlich aufnimmt und bald als Bräutigam seiner Tochter, die Jaromirs Liebe leidenschaftlich erwidert, anerkennt. Mittlerweile naht das Verderben, das Schicksal. Königliche Soldaten stellen der gefürchteten Räuberbande nach, deren Hauptling Jaromir ist, und durchforschen bei dieser Gelegenheit auch das Schloß des Grafen. Dieser hält es für seine Pflicht, den Abgesandten seines Königs Beistand zu leisten. Jaromir wird von einem Soldaten erkannt, ergreift die Flucht, gerät dabei durch einen unglücklichen Zufall ins Handgemenge mit seinem ibleiblichen Vater und verwundet diesen auf den Tod mit demselben Dolche, mit dem sein Vorfahr einstmal die Ahnfrau ermordet hat. Nun enthüllt der von den Soldaten dingfest gemachte Pflegevater Jaromirs dem sterbenden Grafen und den anderen Beteiligten den ganzen furchtbaren Zusammenhang der Dinge. Verzweifelt erliegt der alte Borotin der Wunde, die ihm sein eigener Sohn geschlagen, Bertha sinkt, von den Ereignissen überwältigt, in tödlicher Bewußtlosigkeit zu Boden, und Jaromir stürzt sich in wahnsinniger Leidenschaft in die todbringenden Arme der Ahnfrau, die er für Bertha, seine Geliebte und — Schwester, hält.

„Nun, wohlan! es ist vollbracht!
 Durch der Schlässe Schauernacht,
 Sei gepriesen, ew'ge Macht!
 Öffne dich, du stille Klause,
 Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause.“

Das Verbrechen ist durch Verbrechen „entsühnt,“ und die Ahnfrau kehrt befriedigt nach Hause, nachdem sie die Handlung des Stückes mit unheilsschwangeren Mienen und Worten begleitet hat.

Ein gesunder Sinn wird schwerlich verkennen, daß über dem ganzen Drama die finstere Wolke eines unerrückbaren Fatums lagert, dessen Dunkel die freie Selbstbestimmung der handelnden Personen fast ganz verhüllt.

Thatsache ist, daß „die Ahnfrau“ den ferneren Werken des Dichters sehr geschadet und ihm sehr viel Ärgernis und Verdruß eingetragen hat, den die beifällige Aufnahme von Seiten des Publikums nur wenig mildern konnte. Er entschloß sich daher, für ein nächstes Stück einen Vorwurf zu wählen, der möglichst wenig an „Die Ahnfrau“ und die ganze Schule der Schicksalsdichter, die Müllner, Zacharias Werner u. s. w., erinnern sollte. So entstand die „Sappho“, dieses klassische Trauerspiel, das der 27 jährige Dichter innerhalb dreier Wochen verfaßte. Zeigte schon „Die Ahnfrau“ trotz der Mängel der Anlage ein urwüchsiges dramatisches Talent, das über die ganze Skala der menschlichen Leidenschaften und über eine von höchstem poetischen Reiz verklärte Sprache verfügte, so weist „Sappho“ nicht nur diese Vorzüge auf, sondern entzückt den Kunstkenner auch durch die wunderbare Schlichtheit der Mittel, mit denen der Dichter die unausgesetzte, aufs höchste gespannte Teilnahme des Zuschauers an einer Handlung zu fesseln weiß, die an äußeren Vorgängen nicht eben reich ist. Sappho, die ruhmgekrönte Dichterin, wird von zärtlicher irdischer Neigung zu dem Jüngling Phaon erfaßt. Dieser aber erkennt bald, daß er sich über seine Gefühle Sappho gegenüber getäuscht hat, daß er für das hohe Weib glühende Bewunderung zwar, aber keine Liebe empfindet. Die Neigung seines Herzens gehört Melitta, Sapphos holder Sklavin. Die Dichterin bemerkt die Untreue des Geliebten, aber sie kann, sie will nicht daran glauben, daß Phaons Herz ihr unwiderrücklich verloren sei. Dadurch, daß sie ihrem Sklaven Rhamnes die Nebenbuhlerin an einen entfernten Ort fortzuschaffen befiehlt, hofft sie die Neigung des Geliebten wieder zurückzuerobren. Dieser aber, aufs höchste empört über den Anschlag Sapphos, bereitet den letzteren und entflieht mit Melitta. Sappho läßt den Flüchtlingen nachsetzen, dieselben werden in der That gewaltsam zurückgeführt und dem Urteilspruche der erzürnten Dichterin unterworfen. Nun kämpft die Nachsucht der Liebe mit der angeborenen Großmuth und dem auf Unvergängliches gerichteten Sinne des von den Göttern erkorenen Weibes einen harten Kampf. „Ich liebte dich“, ruft ihr Phaon zu,

„so wie man Götter wohl,
 Wie man das Gute liebet und das Schöne.
 Mit Höh'ren, Sappho, halte du Gemeinschaft,
 Man steigt nicht ungekraft vom Göttermahle
 Herunter in den Kreis der Sterblichen.
 Der Arm, in dem die goldne Leier ruhte,
 Er ist geweiht, er fasse Niedres nicht.“

Endlich findet Sappho sich selbst wieder. Die Leidenschaft der Rache macht edleren Gefühlen Raum. Die Dichterin verzichtet auf das irdische Glück, das ihr nicht bestimmt war. Aber sie vermag es auch nicht, mit dem Gedanken weiterzuleben, daß der Geliebte einer anderen angehört. Mit Purpurmantel und Lorbeer, die goldne Leier in der Hand, stürzt sie sich vom Felsen in das Meer.

Dieser, der Überlieferung entlehnte Schluß ist sicher auch der wirksamste, einen endgiltigen Sieg der Dichterin über ihre Leidenschaft bedeutet er aber nicht. Durch ihren freiwilligen Tod beweist Sappho nur ihre Schwäche, dieselbe Schwäche, deren sie sich schuldig machte, als sie in unwürdigem und unweiblichem Verlangen einen Mann, der sie nicht liebte, gegen seine Neigung und trotz seiner, den weiblichen Stolz tief verletzenden Erklärungen, durch List und Gewalt an sich zu fesseln suchte. Phaon ist im Grunde ein recht alltäglicher Burche. Um so peinlicher berührt es den Zuschauer, eine so erhabene Frauengestalt, wie diejenige Sapphos, um seine Liebe — man kann wohl sagen: betteln zu sehen.

Wo ist die Sonne, an der man keine Flecken entdecken könnte? Was dieses Drama sonst an Schönheit der Sprache, an dramatischer Zuspitzung des Dialogs, an psychologischer Feinheit der Charakteristik, an Einheitlichkeit und Spannung innerer Handlung bietet, das stellt sich unsern klassischen Dichtungen würdig an die Seite.

Ist über „Sappho“ der ewigblauende Himmel, die milde Schönheit des alten Hellas ausgepannt, so führt uns Grillparzers Trilogie „Das goldene Vließ“ in die düsterste Sagenwelt des Griechenlandes. Die Teile dieses Gesamtwerkes: „Der Gastfreund“, „Die Argonauten“ und „Medea“ erinnern schon insofern an „Die Ahnfrau“, als hier das äußere Symbol des goldenen Vlieses, wie dort das des Familiendolches, den Fluch des Verhängnisses versinnbildlicht. Aber nicht nur das, auch die mangelhafte Lösung der Schuldfrage erinnert an des Dichters erstes bühnenfähiges Drama. Das Verhängnis, das wir in den beiden ersten Teilen drohend heranziehen sehen, bricht in dem dritten, „Medea“, mit einer Gewalt herein, die weder Schuldige noch Unschuldige verschont, ja, die letzteren vielleicht noch härter trifft, als die ersteren. Jason, wegen seiner Verbindung mit der unheimlichen, dämonischen Zauberin Medea, wegen der Thaten, die er in Kolchis verübt, von dem götterfürchtenden Griechenwolke geächtet, findet zwar für seine Person bei Kreon, dem Könige von Korinth, Schutz und Gastfreundschaft, muß sich aber von seiner Gattin Medea lossagen, für welche auf griechischem Boden kein Raum ist. Der durch Alter und Erfahrungen, durch Schuld und Unglück Ernüchterte will sich auch von der ihm längst verhaßt gewordenen Gefährtin befreien und sich mit Kreons lieblicher, sanfter Tochter Kreusa verbinden, findet aber in der aus Haß und Liebe dämonisch zusammengebrachten Leidenschaft Medeas unübersteigbare Hindernisse. Letztere, der auch ihre mit Jason erzeugten Kinder genommen werden sollen, kennt in ihrer zerstörenden, sich zur Höhe des Fatums erhebenden Rachsucht keine Grenzen mehr. Sie ermordet eigenhändig ihre Kinder, bereitet der schuldlosen aber als Nebenbuhlerin verhaßten Kreusa durch ein verhängnisvolles Brautgeschenk einen schrecklichen Flammentod und zerstört so das Lebensglück aller Beteiligten, um sich dann dem Richterspruche des delphischen Gottes zu unterwerfen. Das letzte, was sie dem einst so heiß geliebten Jason, den sie körperlich und geistig dem Elende preis gegeben, zuruft, ist: „Trage! Dulde! Büße!“

Auch diese Trilogie ist durch wunderbare poetische Schönheiten ausgezeichnet, so sehr sich auch die dramatische Lebensfähigkeit seiner Grundgedanken bezweifeln läßt. Vor allem hat Grillparzer in der Medea einen Charakter geschaffen, in dem wir, wie in einem aufgeschlagenen Buche, die ganze Fülle wechselnder Leidenschaften eines Frauenbusens lesen können. Wie grausam und unbittlich Liebe haszen kann, ohne doch darum aufzuhören, Liebe zu sein — diesen rätselhaften psychologischen Vorgang hat der Dichter in der Medea mit einer überzeugenden Wahrheit und Anschaulichkeit geschildert, die ihres gleichen suchen.

Die düster brauenden Nebel zerstreuen sich, und wieder leuchtet Hellas' goldene Sonne vom wolkenlosen Himmel, wenn wir uns dem lieblich-wehmütigen Trauerspiele „Des Meeres und der Liebe Wellen“ zuwenden. Es behandelt die bekannte Sage von Veander, der das Meer durchschwamm, um seine Hero zu besuchen.

Neben den Trauerspielen „Ein treuer Diener seines Herrn“, „Libussa“ und „Ein Bruderkzwist in Habsburg“ verdient „König Ottokars Glück und Ende“ als eines unserer hervorragendsten historisch-nationalen Dramen besondere Beachtung. Der Dichter schildert in diesem Werke den aus der Geschichte bekannten Kampf Rudolfs von Habsburg mit dem mächtigsten Böhmenkönige Ottokar, wobei er nicht nur den gerechten, weisen und milden Sinn des Stammherrn seines geliebten Kaiserhauses der trotzigern Selbstsucht Ottokars, sondern auch den sieghaften Geist deutscher Kultur der slavischen Tödlerei in wirkungsvollem Gegensatz gegenüberstellt.

Es steht uns nicht der Raum zur Verfügung, um an dieser Stelle auch auf die übrigen Dichtungen Grillparzers näher einzugehen. Das dramatische Märchen „Der Traum ein Leben“ entwickelt in anregender, phantastischer, poetisch sein erfommener Form den Gedanken, daß nicht die äußeren Geschehnisse des Daseins, sondern die Empfindungen, Gedanken, Wünsche und Hoffnungen, wie sie der Zauberspiegel des Traumes zurückstrahlt, das eigentliche wahre Leben des Menschen ausmachen. Schon aus dem Titel erkennt man, daß die Lektüre Calderons („Das Leben ein Traum“) die Anregung zu diesem dramatischen Märchen gegeben hat. Das nachgelassene Fragment „Esther“ und das Trauerspiel „Die Jüdin von Toledo“ interessieren, ganz abgesehen von ihren glänzenden dichterischen Vorzügen, schon im Hinblick auf die Stellung des Dichters zur Judenfrage. Wenn auch Grillparzer, wie jeder echte Dichter, überall das Ewigmenschliche und Versöhnende hervorhob, so steht er doch in dieser Frage der Auffassung Shakespeares (Shylock) weit näher als derjenigen Lessings (Nathan).

Grillparzers lyrische Gedichte konnten sich, trotz vielfacher Vorzüge und eines schon aus den Dramen ersichtlichen reichen lyrischen Talents, neben den Schöpfungen unserer größten Sänger bisher ebenjowenig Bahn brechen, wie der Erfolg seines Lustspiels „Weh' dem, der lügt“ sich mit dem seiner ernstesten Dichtungen vergleichen läßt. Dagegen muß seine Erzählung „Der arme Spielmann“ als eine Perle der deutschen Novellistik bezeichnet werden. Der Dichter zeichnet uns in der Figur eines armen Spielmanns, der auf den Gassen geigt und, trotz rührenden Mangels an echtem Talent, trotz tiefsten Elendes in seiner „Kunst“ Glück und Genüge findet, der durch angeborene Schwäche des Charakters von Stufe zu Stufe gesellschaftlich gesunken ist und sich dennoch ein reines Herz und wahre Christenliebe bis an sein Lebensende bewahrt hat, eine bis ins Feinste ausgearbeitete, ebenso anschauliche als ergreifende Gestalt.

Auch Grillparzer ist nur als Kind seiner Zeit richtig zu verstehen. Erwachsen in einer sozialen Atmosphäre, die von den Ideen Voltaires geschwängert war, ist er in religiöser Hinsicht als Skeptiker zu bezeichnen. Aber, wie jeder tiefere Geist, mußte auch er auf die Dauer einsehen, daß Menschenwissen nicht an die letzten Geheimnisse des Seins heranreicht. „Ich bin in letzter Zeit religiös geworden“, so äußerte er sich noch in seinem Todesjahre. „Der Glaube, wie der Unglaube sind schließlich nicht zu beweisen. So wähle ich das, was mich mehr beruhigt.“ Haftet diesen Worten auch ein bedenklicher opportunistischer Beigeschmack an, der wahrer religiöser Erkenntnis fremd ist, so läßt sich doch auf der anderen Seite gar nicht verkennen, daß seine Werke zum größten Teile von tief sittlich-religiösem Gefühl gesättigt sind. Vermochte sich auch seine Vernunft nicht zur Formulierung einer festen religiösen Anschauung zu entschließen, so ist er doch als Dichter gläubiger Christ, der Gott die Ehre gibt. Auch in politischer Beziehung vereinigt der Dichter manche scheinbare Widersprüche in sich. Das Jahr 1848 traf ihn, so lange dessen Sturmfluten nicht an dem kaiserlichen Throne emporzuschlugen, gefaßt und ruhig: Reformen wünschte auch er. Als aber sein geliebtes Kaiserhaus gefährdet schien, da griff der greise Dichter zur Feder, um seinen Landsleuten in der „Konstitutionellen Donauzeitung“ Ruhe und Besonnenheit zu predigen. Diese seine patriotische Gesinnung wurde nachher von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie und den höchsten Würdenträgern des Reiches auf das Wärmste und Dankbarste anerkannt. Unser neugeeintes Deutsches Reich fand bei ihm wenig Verständnis und unser unvergeßlicher Heldenkaiser Wilhelm I war ihm aus partikularistischen und anderen Gründen nicht recht sympathisch, wenngleich er andererseits des großen Kanzlers weltgebietenden Geist staunend bewunderte. Er war eben noch aus der „alten Schule“, den Flügelschlag der neuen Zeit, der über seinem greisen Haupte dahinrauschte, verstand der Achtzigjährige nicht mehr. Und doch war er unser, war er Deutscher im Tiefsten seines Wesens.

